

Die losen Frauen spüren keine  
Wärme mehr und auch keine Kälte.  
Sie sitzen unten am Fluss und  
kratzen sich ihre Augäpfel aus  
ihren Augenhöhlen heraus.

# Gedeih und Verderb

Greta Lauer

luftschacht

Greta Lauer  
**Gedeih und  
Verderb**



luftschacht

ISBN: 978-3-903422-19-3



Greta Lauer

## **GEDEIH UND VERDERB**

Seltsame Dinge geschahen im Dorf. Magenhäute wurden als Flaggen gehisst, Vorhänge um Arme gewickelt und die losen Frauen schlackerten mit ihren Kehlen im Wind. Die Großmutter und die Mutter hielten Wache über die Bräuche im Dorf. Sie führten Aufgaben aus, die bald auf eine junge Frau übertragen werden sollten. Was es zu bewachen gilt, bleibt verborgen. Die Protagonistin versucht, den Klauen dieser bizarren Dorfgemeinschaft durch die Flucht in die Stadt zu entkommen, aber auch dort ist sie mit einer Gesellschaft konfrontiert, die heillos um ihren Zusammenhalt ringt.

Greta Lauer hat mit *Gedeih und Verderb* einen Text über Schmerzen geschrieben. Schmerzen, die in der Familie und der Gemeinschaft über Generationen unter der Hand weitergereicht werden und die durch tägliche Riten, durch Sprache und durch Sexualität am Leben bleiben. Das Erinnern und Erzählen der Protagonistin ist der Versuch, diese Gewalt mit Sprache begreifen zu können.

Lauers eigene Sprache ist dabei hart und lyrisch und vorwärtsdrängend und erzeugt durch Rhythmus und Musikalität eine Art Bann, der sich erst am Ende auflösen soll.

GRETA LAUER, \* 1990 in Klagenfurt, lebt derzeit in Wien. Studium der Germanistik, Philosophie und Psychoanalyse, Regiehospitanzen und -assistenzen an deutschsprachigen Theaterhäusern. Sie schreibt szenische, lyrische und Prosatexte, ist Mitglied der GAV und veröffentlichte bisher in verschiedenen Literaturzeitschriften.

[gretalauer.info](http://gretalauer.info)

Luftschacht Verlag

„Schau!“

„Nimm!“

Da liegt es, das Kehlköpflein, reglos und rot. In ihren grobfaltigen Handschalen wiegt sie es und betrachtet es froh. Der fleischfransige Knorpel spiegelt sich in der Schneide, blitzt zu mir am Tischende herüber, ich blinzle. Sie greift nach dem Messer und schabt Fetzen für Fetzen vom Köpflein. Das Gewebe windet sich am Dunkelholz. Die Großmutter skalpiert schon das nächste. Sie stupst ein Kehlköpflein an, es rollt über die Tischkante, fällt in meinen Schoß, ich zucke, es zittert. Sie deutet auf das Messer. In ihren furchigen Stümpfen liegt der entschwartete Kopf.

Lose Frauen gibt es im Dorf. Es sind immer die losen Frauen, die singen. Sie treten aus der Haustür und schlackern mit ihren Kehlen im Wind. Das Dorf hört diesen Gesang nicht gerne. Er erinnert an die Tage, als das Meer über das Dorf hereinbrach. Damals herrschten paradiesische Zustände. Doch als hätte Gott die Menschen für dieses Glück bestrafen wollen, zog sich das Meer so rasch, wie es gekommen war, wieder aus dem Dorf zurück.

Aber es gibt niemanden, der über das Schicksal von einem Menschen, einem Dorf oder einer Welt bestimmt, keinen Anderen, der das Glück in Händen hält und es austeilt, wie es ihm gefällt. Es gibt auch kein Glück. Geben tut es überhaupt nichts, außer vielleicht die Ohnmacht, aber die ist nicht zu greifen, nicht mit Sprachfingern und schon gar nicht mit Stümpfen. Und wenn die Worte fehlen, spricht der Körper.

Die Großmutter sitzt mit gespreizten Beinen auf dem Bauch einer losen Frau. Sie kneift ihre Augäpflein zusammen, krümmt die Wirbelkette, sie hat sich auf eine lange Nacht eingestellt. Unter der Schürze holt sie Messer und Eiskugelformer hervor. Sie beginnt zu tranchieren. Trotz der Stümpfe schneidet sie den losen Frauen geschickt die Halswand auf, holt mit dem Eiskugelformer, professionell wie eine Eisfrau, ein Kehlköpflein heraus und legt es in die vom Großvater angereicherte Wanne. Danach werden die Kehlköpflein in Rexgläser eingelegt und im Archiv in die Regale gestellt. Dort warten sie, bis der Winter kommt. Und wenn im Winter das Dorf sich schwärzt schon um fünf, werden die Kehlköpflein an die Menschen im Dorf verteilt und in den kalten Zimmern auf Bäume gehängt. In der heiligen Nacht glühen sie dann, und das Dorf erfreut sich an ihrer Wärme.

Die losen Frauen spüren keine Wärme mehr, aber auch keine Kälte. Sie sitzen unten am Fluss und kratzen sich die Augäpflein aus den Augenhöhlen heraus. Sie klettern auf die Mauer am Ufer und werfen sie in den Fluss hinein, damit wenigstens ihre Augäpflein noch einmal in eine Weite gelangen.

Bevor das Dorf den höchsten Festtag im Jahr begeht, gehen die Männer hinunter zum Fluss. Sie tragen die losen Frauen auf das Feld, legen sie auf ihre Rücken und zwingen ihre Schenkel auf. Zwischen die Schenkel legen sich die Männer stracks auf den Bauch. Ihre Finger flattern an den Schenkelkehlen. Die losen Frauen liegen auf ihren Rücken und stellen sich einen Himmel vor und die Wolken, und dass sie daran erkennen würden, dass sich die Erde bewegt, dass Zeit vergeht.

Die Dorfmänner ziehen mit ihren Fingern an den Schenkelkehlen. Sie ziehen und ziehen und ziehen mit jeweils einer Hand ein Läppchen lang und mit der anderen das zweite, und dann befestigen sie die Läppchen in der Erde. Die Schenkelkehlenfestzelte ragen in die Vorsommersonne, die Dorfmänner kriechen hinein, rollen sich ein, stecken einen Daumen in den Mund und fallen in einen tiefen Schlaf.

Die losen Frauen schlafen nicht. Sie haben Schmerzen. Sie denken an ihre Augäpflein, die nicht mehr weinen, sondern in eine Weite schwimmen, im grünkaltten Fluss, wo das Wasser nicht wartet.

Lose Frauen gibt es auch in der Stadt. Es sind immer die losen Frauen, die in den Wänden verschwinden. Irgendwann halten sie jäh den Atem an und gehen einfach in die Wände hinein. Sie leben im Inneren der Altbauhäuser weiter, unaufgeregt, gelassen, gemeinsam und gar nicht mehr lose. In einem Buch von einer, die auch eine lose war, habe ich einmal gelesen, dass niemand wieder aus den Wänden herausfallen kann, dass niemand sie aufbrechen kann, dass aus den Wänden nie etwas laut werden kann. Ich kann die losen Frauen aber spüren, ich kann sie hören und ich kann sie sehen. Irgendwann sterben sie doch, ihre Körper rinnen aus und malen meinen Zimmern Zeichnungen an die Wände. Und leise rieselt ihr Leichenstaub in den Altbauwänden meines Wohnhauses.

Manchmal liege ich tagelang schlaflos auf der Matratze, auf den Flecken vergangener Tage, und lausche dem Rieseln. Manchmal stelle ich mich mit dem Rücken an die Wand und warte. Die Kälte der Altbauziegelwand auf der Rückseite meines Körpers beruhigt meinen Atem. Der Wandverputz kratzt auf meiner Haut. Und ich meine schon, die Putzperlen in meinen Poren prickeln zu spüren, ich hoffe schon, gleich Wand zu werden, ich halte den Atem an –

Aber schon wogt mein Brustkorb erneut, ich atme schnell, fahre die Arme aus, gehe in meinem Zimmer auf und ab und streiche mit den Fingerkuppen über die Spuren der losen Frauen.

Im Mistkübel verrotten Lebensmittel. Es gefällt mir der Anblick, der Geruch. So fing es an. Im Schlafzimmer tummelten sich Tassen, der Schimmel zeichnete ihnen Muster, die Muster werden dichter, wenn die Tage vergehen. Ohne mein Zutun fallen Dinge an, ich mache nichts, aber sie fallen an, weil die Tage vergehen. Ich schreibe Listen mit den zu erledigenden Dingen. Sie stapeln sich zu Türmen in der Wohnung, werden, während ich schlafe, über mir zusammenbrechen. Also werfe ich die meisten Möbelstücke weg. Ich behalte noch meine Matratze, den Herd, einen Topf, einen Eierbecher, einen Löffel, einen Teller, eine Nadel, einen Blechkübel und den Schemel. Ich reiße die Lampen von der Decke, ich reiße die Glühbirnen aus der Decke. Damit sich die Kleidung nicht um meinen Hals wickelt und mich würgt, sich in meinen Mund stopft und mich erstickt, entsorge ich sie, bis auf ein paar wenige Stücke, denen ich vertrauen kann.

Ich stehe vor der Wohnungstür, vor meiner holzfransigen Wohnungstür, fahre mein Bein aus und trete dagegen. Ich lausche. Das Zirpen des Gefrierschranks vom Eisgeschäft im Erdgeschoß hallt zu mir herauf. Die Stadt ist nicht menschlich, sagten die Menschen im Dorf. Aber ist das Geräusch eines Gefrierschranks unmenschlicher als das Zirpen einer Grille? Ich trete über die Türschwelle und lege meine Handflächen an die Hauswand. Ich drehe meinen Kopf. Ich lege meine Wange an die Wand, graukalt, kann das Wohnhaus an den Fingerkuppen, an der Wange spüren, auf meinen Brüsten, die sich an die Wand drücken, die der Atem wieder löst, hebt, an die Wand drückt, senkt, löst, hebt, an die Wand drückt, senkt, löst, und die Erwartung klopft in meiner Kehle. Ich lausche. Leise rieselt es in den Altbauwänden.

Ich wünsche mir, dass die Gelassenheit des Altbauhauses von der Wand auf meine Haut übergeht. So entspannt und erhaben schauen die Altbauhäuser am Straßenrand auf die Stadtmenschen herab, meistens wohlwollend, immer mitwissend. Wie die Gottesmutter in ihrer Dunkelholzküche erhaben, meistens wohlwollend, immer mitwissend und, vor lauter Entspannung, recht debil auf mich herabschaut, wenn ich in der Stube sitze.

„Schau!“

„Nimm!“

Ich blinze. Und höre, wie Wellen über Jahre Steine schleifen, die Schritte meiner Nachbarin an den Stufenkanten schmie ren. Ich löse meine Wange, drehe meinen Kopf, bis die Nackenmuskeln spannen, und die Erwartung klopft in meiner Kehle.

Ich sehe, ich sehe, wie sich im Stockwerk über mir das Nylon runzelt in dicksohligen Schlapfen, wie die rotblauen Adern hervortreten unter dem alten, braunen Nylon, auf den Wasserbeinen meiner Nachbarin. Ich sehe einen Schweißtropfen von ihrer Stirn, ihrer Nasenspitze, ihrer Unterlippe perlen, vergrößert, wie die Tautränen märzfrisch auf den Blättern in den Wäldern, wie die Träne, die ich einst in einem Keller tropfen hörte. Ich sehe die Schweißtropfen an ihrem Kinngas hängen, scheinbar ewig, wie eine Achterbahn auf höchstem Punkt, bevor sie in die Tiefe stürzt. Und ich sehe, wie sich die Schweißtropfen von ihrem Kinngas lösen, wie die Mädchenfüße einer höhenängstlichen Schwimmführerscheinanwärterin im Hallenbad vom Sprungbrett eines Zehn-Meter-Turms, spüre die Fallempfindung, während sie das Chlorblau ansteuert – eine bewusste Empfindung von Zeit –, höre den Schwimmerinnenkörper auf das Chlorblau klatschen, die Achterbahn in die Tiefe stürzen, einen weißen Tropfen auf einen Containerboden fallen. Ein Tropfsteinhöhlentropfenhall, eine Tropfsteinhöhle, das Altbaustiegshaus, eine Kirche, dunkel, kühl und Hall, Hall.

Es ist Sommer. Die Menschen verlassen die Stadt. Sonnenstrahlen stechen ins Autoblech, sie stechen in meine Augäpfel hinein. Eine Weite gewähren sich die Menschen in der Stadt in diesen Tagen. Sternförmig schieben sie sich in ihren Fahrzeugen hinaus. Ich setze mich auf eine Stufenkante. Die Wohnungstür meiner Nachbarin fällt ins Schloss. Ich habe Angst. Es ist Sommer. Wenn der Vorsommer in die Stadt hineinspaziert, bevölkert er die Gastgärten, die Grünflächen, den Fluss. Wenn der Sommer über die Stadt hereinbricht, ist die Stadt verwaist.

Ich blinzele, ich muss los. Ich nehme mein Fahrrad und fahre, drehe meinen Kopf, dass die Nackenmuskeln spannen. Der Nachbarinnenoberkörper beugt sich aus dem Fenster, und ich wähne noch ihre Schweißtropfen in die Tiefe stürzen, auf der Eisgeschäftmarkise aufprallen, und ich fahre den Hügel hinunter und hinein in die Stadt, in ihr Zentrum.

Hausbrocken hängen an Krankklauen. Menschen, Autos, ein hochgeschwindiges Stilleben, und ich inmitten, wir. Und das Kreischen der Kräne und das Knirschen vom Kies und das Krachen in den Knien. Ich löse die Hände von der Halterung, fahre meine Arme aus, hebe das Kinn, es kitzelt in meiner Schenkelkehle.

Ich fahre an den Fluss, dorthin, wo das Wasser nicht wartet. Unter gekrümmten Kiefern weiden welche. Schwitzen. Bauchflatschen, Haare, ich trete näher, Dosenblech blitzt in meine Augäpfel. Der Fluss modert, ich kann ihn riechen. Ich gehe ins Wasser, ich wanke über Steinbrocken, grünkalt, fahre meine Arme aus, die Flusspflanzen streifen meine Beine, meinen Bauch. Ich tauche ein.

Die Flusspflanzen streifen meine Beine, meine Schenkelkehle, meinen Bauch, meine Arme, meine Brüste. Ich schwimme in die Mitte des Flusses, treibe im Wasser. Ich treibe auf dem Rücken auf der Wasseroberfläche, sehe klar. Ich wende, ich treibe auf dem Bauch auf der Wasseroberfläche, sehe verschwommen. Ich wende, drehe die Augäpfel Richtung Flussrand, Stadtmenschen unter Kiefern, Schwimmflügelorange, ich drehe die Augäpfel Richtung Himmel, sehe die Wolken. Ich sehe an den Wolken, dass sich die Erde bewegt. Ich blinzele, die Sonne sticht mir in die Augäpfel,

ich erblinde, denke ich, wenn ich nicht bald wende. Ich wende, halte die Augäpfel unter Wasser geschlossen. Meine Arme sinken nach unten, ich bemühe sie wieder an die Oberfläche, sie ziehen in die Tiefe. Ich spanne die Muskeln an, ich zwicke die Augäpfel zu, ich versuche mich zusammenzuhalten, die Arme ziehen weiter nach unten, die Beine ziehen nach unten, ich reiße den Kopf in den Nacken, hole Luft, der Kopf kippt wieder nach vorne, die Arme und Beine ziehen nach unten, mein Körper zieht nach unten. Meine Augäpfel schmerzen, ich werde sie am Flussgrund kühlen. Unter Wasser knistert es, ich sehe das braune Wasser grün werden, ich sinke weiter nach unten, der Fluss kühlt meine Augäpfel, ich sinke, das Knistern wird lauter.

Ich keuche, huste, schwimme ans Ufer, ich ringe noch immer nach Luft, am Ufer steht ein sonnenverbranntes Kind und schaut mich an. Ich ziehe mich aus dem Wasser, würgte und spuckte Fluss vor die Füße des Kindes. Ich bin auf allen vieren. Ich hebe meinen Blick. Das Kind legt mir die Hand auf mein Haar. Es bückt sich und beginnt mir etwas ins Ohr zu flüstern, es wird ruckartig zurückgezogen. Ich sehe, das Kind liegt in Ketten. Tiefe Stimmen brüllen. Ich sehe Kot, überall Kot von an Ketten hängenden Kindern. Die Kinder weinen. Sie stecken ihre geschwollenen Nasen in die Kothaufen. Die Ketten schließen sich eng um die Hälse der Kinder. Ich greife an die Stelle an meinem Hals, das Fleisch an der Stelle ist schon lange taub. Ich ziehe die Kleidung über meinen nassen Körper und laufe los, die Stimmen brüllen noch immer.

Ich vergesse mein Fahrrad und laufe in Richtung Stadt, in ihr Zentrum, durch die Straßen, laufe, laufe, in großen Schritten den Hügel hinauf, niemand zieht die Kette kürzer.



Mein Herz wird laut, mein Gesicht heiß. Am Hügelende wieder die Kräne, sie ächzen und stöhnen jetzt. Die Glieder der Kräne werden gestreckt, bis sie fast bersten, Bagger bücken sich wider Willen, um die Erde aufzureißen. Sie foltern die Maschinen. Ich halte meine Hände ans Gesicht, mein Atem wird ruhiger, das Herz auch. Ein Gerät sticht mit einer mächtigen Nadel in den Asphalt, immer wieder. Der Asphalt bricht auf. Die Türen der Container öffnen sich, Uniformierte strömen heraus. Einer bleibt abseits. Ich setze mich in Gang und lege ihm die Hand auf sein Haar. Er schaut, schief, von unten herauf. Er spuckt Nägel vor meine Füße, wischt sich das Blut vom Mund und schmiert es auf mein nasses Kleidungsstück. Er wendet sich ab, er zittert. Ich laufe weiter, mit lautem Herzen, heißem Gesicht. Ich bin erschöpft. Ich verlangsame meinen Schritt und betrete die Grünfläche in der Nähe meiner Wohnung. Ich sehe steife Körper. Menschen liegen auf dem Bauch, die Gesichter zur Seite gewendet, waagrecht auf dem Gras. Vielleicht haben sie hier die Nacht verbracht. Ein paar richten sich sehr langsam auf, sie haben Mühe. Sie stöhnen, sie ächzen wie die Kräne und stemmen sich mit den Armen vom Boden ab. Um ihre Hälse hängen Ketten mit schweren Klumpen dran. Ich trete näher. Die Ketten fressen sich ins Nackenfleisch. Die Klumpen ziehen ihre Schultern zu Boden. Die Menschen beginnen zu gehen. Ich spreche eine Aufgerichtete an. Sie starrt an mir vorbei, bleibt stumm. Ich schreie sie an. An der Stelle, wo die Aufgerichtete im Gras lag, hat sich eine Vertiefung gebildet. Ich lege mich hinein, ich liege am Rücken und sehe an den Wolken, dass sich die Erde bewegt. Ich drehe meine Augäpfel ein, ich sehe einen Menschen sich langsam auf mich zubewegen. Ich rege mich nicht. Der Mensch kniet sich zu mir, sein Klump plumpst neben mir ins Gras. Er streicht mir über den Kopf und legt

mir die Hand auf mein Haar. Ich setze mich auf und lege meine Hände an seinen Klumpen. Er ist kalt. Wir sind still. Ich kühle meine Wange und meine Hände eine Weile am Klumpen, dann verlasse ich die Grünfläche.

Es ist Abend geworden. Auf den Straßen die Betrunkenen. In Gruppen haben sie sich zusammengerottet. Sie grölen, sie schlätzen, sie harnen. Zwei, drei lauern neben dem U-Bahneingang, der eine spechtelt schon. Irgendetwas sehr Dummes wird er sagen, ich weiß es. Wie die weißgelben Flocken einer Eiersuppe nistet der Grind unter den Vorhängen. Und überall Gestank. Ich habe hier nichts zu suchen. Die ganze Stadt stinkt. Ich gebe auf, für heute, und steige in die U-Bahn. In meiner Wohnung stinkt es nicht.

Auf der Matratze, auf den Flecken der vergangenen Tage, hängt mir die Einsamkeit in Fetzen von der Decke. Meine Augäpflein suchen den Weg in eine Weite, sie bleiben an einem Fetzen kleben. Ich muss aufstehen und die Augäpflein zurück in meine Augenhöhlen drücken. Ich stehe auf, grab-sche nach meinen Augäpflein und streiche über die Spuren der losen Frauen in den Wänden. Ich höre ihr Rieseln, ich höre ein Wispern und schon stehe ich wieder im Einfamilienhaus im Dorf, in das zurückzukehren anscheinend noch immer notwendig ist.

„Schmeckts?“ Der Vater reicht mir wortlos die Schüssel weiter. Wir sitzen in der Stube und die Großmutter heizt noch einmal nach, bis wir alle schwitzen. „Friss! Schaden wird's nicht!“

Aus einer Dorfmagenhaut hat die Großmutter Würste gemacht. Alle Familien im Dorf müssen sich früher oder später einmal Stücke ihrer Mägen herausschneiden. Danach flickt die Familie die Magenhautstücke ihrer Mitglieder zusammen und hisst sie zum Trocknen auf dem Balkon. Wenn es windet, und es windet oft und scharf in der Gegend um das Dorf, flattern die Familienhautflaggen in der Landschaft, bis die Großmutter und die Mutter sie einsammeln kommen. Dann werden sie vom Masten genommen, vor dem Haus auf dem Boden ausgebreitet und von der Großmutter vermessen, während die Mutter die Maße im Verzeichnis notiert. Anschließend falten sie die Magenhautflaggen sorgfältig zusammen und bringen sie zum Marinieren ins Archiv.

Ich nehme eine Wurst aus der Schüssel. Die Großmutter lächelt. „Mein Körper, der Krüppel, will nicht mehr, die alte Krampe. Wird alles nix helfen, bald kommt deine Zeit. Die Mutter wird meinen Platz übernehmen und du dann den ihren.“ Die Mutter nickt. „Friss!“ Die Großmutter zwickt mir in die Wange. Ich schiebe den Vorhang vom Küchenfenster hinter mir zur Seite. Vom Dorf steigt vereinzelt Rauch auf, mischt sich mit Nebel und Tau und trübt den Blick in eine Weite.

Ich schlucke. Kahle Felsstellen blitzen aus dem Wald. Ich schaue den Krähen beim Kreisen zu. Die Großmutter zieht mich zu sich. Sie legt meinen Kopf zwischen ihre Brüste, sie

legt mir die Stümpfe auf mein Haar. Mein Gesicht ist heiß. Zu meinen Füßen schlägt der Bruder seinen Kopf in den Boden.  
*Mladi se leise doi krei me, kak mlado deite kre mome.*

Der Großvater schlägt der Großmutter mit der Holzbeilhand ins Gesicht. Die Mutter nickt. Der Vater schlägt mit der Faust auf den Tisch. Die Großmutter lacht. Sie presst mich an ihren Körper. Ich reiße mich los, laufe aus der Stube, trete vor das Haus, ein Hügelwind fährt mir übers Gesicht. Ich laufe über das Feld. Mein Herz wird laut, mein Gesicht heiß. Ich grabe meine Hände in die warme Erde. Am Rande des Waldes lege ich mein Ohr an den Grund, ich bohre meine Hände tief hinein. Vor mir das Feld, im Rücken das Haus, dahinter das Dorf, der Kuhstall, die Lagerhalle, das Archiv. Ich höre die Flüsse. Das Wasser wartet nicht im Fluss.

Ich denke oft an die Hände meiner Großmutter. An die schwulstigen Adern, die, wie Priele eine Landschaft, ihre fleckigen Handrücken durchzogen. An diese Stümpfe, die meinen Körper zum Leben verführten.

Betrete ich in diesen Tagen das Einfamilienvorhaus, sehe ich noch die Spuren ihrer Stümpfe in den Holzlackwänden. Dann fahre ich meine Arme aus, gehe im Vorhaus auf und ab und streiche mit den Fingerkuppen über diese Zeichen. Sie sind der Ausgangspunkt von allem. Der Beginn, der das Geheimnis birgt.

Als meine Mutter von mir weg und in das Krankenhaus ging, ist sie zum ersten Mal gestorben.

Meine Großmutter stöhnte, sie spürte Schmerzen. Eine Hand auf ihrem Unterbauch, Augäpflein starr, Gesicht im Krampf – so verging sie die Stunden im Einfamilienvorhaus auf und ab und strich mit ihren Stümpfen die Schmerzen meiner Mutter in die Holzlackwände.

Nach ein paar Tagen kam jene Frau, die meine Mutter war, mit einem Bruder wieder, und ich wurde Zeugin einer Liebe, in der ich nichts zu suchen hatte. Mein Verlust war Großmutter's Gewinn.

Sie nahm mich zu sich ins Bett und unter ihre Decke. Ich wölbte meinen Körper um ihren Schenkel. Sie legte mir die Stümpfe auf mein Haar. Unsere Tränen vermischten sich mit Schweiß.

Das war mein Gedeih und mein Verderb.